

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Dr. Johann Gladnik.

N^o 71.

Dinstag den 4. September.

1849.

Die Vendetta.

Geschichte eines Dolches.

(Fortsetzung.)

Jetzt begann eine eigenthümliche, unerhörte Wache, eine Wache, wie sie vielleicht noch nicht da gewesen. Mit einem Knie auf der Erde ruhend, den Lauf seines Gewehres an die Stirn seines Gegners gelegt, die Hand am Hahne, so blieb der Mann in unbeweglicher Stellung. Fünf Stunden verfloßen so: keine Bewegung, kein Augenblinzeln, kein Verziehen der Muskeln störte die Stille. Es war ja sein eigenes Leben, das er da in seiner schlafenden Beute bewachte!

Endlich verkündeten die frische Luft, der Nebel, der gegen die Spitzen der Berge hinanstieg, den nahenden Tag. Die Morgendämmerung warf ihren blassen, bläulichen Schein wie ein durchsichtiges Leichentuch über das Bild, das ich Ihnen jetzt beschreiben will. Es war ein fürchterliches Schauspiel. Dieser junge, schöne Kopf, dessen eine mörderische Kugel wartete, diese langen geschlossenen Augenlider, die sich vielleicht nicht mehr öffnen sollten; dieser grauenhafte Wächter, der nichts als nur den ersten Strahl des Lichtes zu erwarten schien, um desto sicherer seinen Schuß zu thun — es war dieß der Tod in seiner fürchterlichsten Gestalt.

Im Wipfel des Baumes hatte ein Rothkehlchen sein Nest; der Vogel flog hinweg, er flog dem Leben, der Sonne entgegen; sein manterer Flug erweckte den Schläfer; er öffnete die Augen, wie elektrisch emporgeschneilt stand er auf seinen Füßen, griff nach seiner Waffe — sie war weg.

Ein Schrei der Wuth zitterte durch das Thal. Der Gebirgsmensch kniete noch immer, sein Flintenlauf richtete sich in die Höhe. Einige Schritte hinter ihm lag das Gewehr seines Gegners.

„Pietro Santo!“ schrie dieser letztere.

„Du hast mich nicht so zeitlich erwartet, Antonio,“ erwiderte der Vandid grinsend. „O, ich suche meine Beute gerne noch im Bette auf...; nun was willst Du?“

„Gib mir mein Gewehr zurück, Santo!“ rief Antonio mit wuthersicker Stimme; „das ist elende Feigheit, einen Menschen während des Schlafes zu entwaffnen.“

„Ah, bah!“ erwiderte Pietro Santo, und mit seiner herkulischen Hand stieß er den Arm Antonio's zurück, der nach seiner Flinte griff.

Der junge Mann sah ein; daß gewaltsame Mittel hier vergeblich und am unrechten Orte seyen, und er versuchte einen andern Weg.

„Seht, Santo, schon seit acht Tagen such' ich Euch!“ fing er an.

„Das heißt: Du lauerst auf mich, nicht wahr, mein Burschchen?“

„Das ist einerlei, wenn ich Euch nur getroffen habe,“ versetzte Antonio, der den versteckten Sinn der Worte Santo's nicht zu begreifen schien.

„Ja, ja, wenn Du mich nur getroffen hast, nun und weil Du mich getroffen hast, und weil ich im Besiz Deiner Flinte bin... eine köstliche Flinte das, meiner Seele! leicht wie eine Adlerfeder!“ und Santo stand auf und schwenkte das Gewehr in der Luft.

„Wollt Ihr mir nicht Gehör schenken, Santo?“ fragte Antonio ungeduldig.

„Ah, so viel Du willst, mein Burschchen, bis zu Mittag, wenn's beliebt, um die Stunde aber habe ich ein Rendezvous.“

Antonio erbebte, er erinnerte sich an das, was ihm Angeluccia von den Forderungen dieses Elenden erzählt hatte, in acht Tagen konnte sich viel ereignet haben.

„Ein Rendezvous?“ wiederholte er.

„Ja wohl, mit dem Einnehmer von Talamo,“ antwortete Pietro Santo.

„Er erwartet Euch?“

„Wie Einnehmer überhaupt Leute unserer Art zu erwarten pflegen,“ versetzte der Räuber mit jenem höhnischen Lächeln, das ihn nur selten verließ; „aber basta! das sind meine Angelegenheiten, und nicht die Deinigen...“

Während all' dieser Reden verwandte Pietro Santo auch nicht eine Secunde seine Augen von dem jungen Manne; nur hatte er seine Flinte über die Schulter geworfen und die des Antonio unter seine Füße gelegt.

„Alles, komm hieher, mein Junge, hub er an, setze Dich auf diesen Haufen Moos, in Deinem Alter liebt man noch die Bequemlichkeit. Was mich anbelangt, der ich gar häufig mein Bett in einem Eisenquartiere aufschlage, so wird mir dieser Stein genügen... Gott verdamme mich, das ist ja die Zwillingsschwester von jener Flinte, die meinen armen Bruder niedergestreckt hat!“

Ein kalter Schweiß ergoß sich über den ganzen Körper Antonio's; die ganze Rachelust des Banditen lag in diesen Worten.

„Ihr habt Euch schon genug gerächt seit jener Zeit, Santo, und es ist jetzt wohl der Augenblick gekommen, wo dieß enden muß.“

„Warum? der alte Giuseppe hat noch ein Kind,“ sagte Pietro Santo frostig.

„Ein Weib!“ rief Antonio.

„Weiber sind's, die Raben gebären!“

„Aber Ihr wißt, daß Giuseppe Koballini, um das Leben seiner Tochter zu erhalten, Alles, bis auf seinen letzten Weinstock verkauft hat; jetzt bleibt ihm kaum noch ein Stückchen Brot; was wollt Ihr, daß er Euch noch gebe?“

„Angeluccia ist schön!“ rief Pietro Santo mit cynischen Blicken.

Der arme Antonio fühlte den Tod in seinen Adern; der Gedanke, die Ehe, die er liebte und anbetete, sey durch das Wort dieses verhassten Menschen entheiligt worden, machte ihn schwindeln. Aber diesem Schandkerl gegenüber mußte er seine Wuth bändigen.

„Ich liebe Angeluccia und will sie zu meinem Weibe machen,“ sagte der junge Mann mit Würde.

„So? nun dann ist unser Geschäft ein prächtiges; Dein Vater ist reich und wird für Koballini zahlen.“

„Wein Vater wird zahlen, wenn Eure Forderungen nicht zu übertrieben sind und sich nicht ewig steigern,“ erwiderte Antonio; „und eben deshalb, um mit Euch einen Handel ein für alle Mal abzuschließen, suchte ich Euch schon seit acht Tagen. Ich komme, Euch Silber und Gold anzubieten...“

„In Ermänglung von Blei,“ grinste Santo, indem er mit dem Fuße an das Gewehr schlug, „doch lassen wir das; ich gehe den Handel ein.“

„Welche Summe verlangt Ihr, um von nun an auf jeden weiteren Nacheverfuch zu verzichten?“ fragte Antonio „und welche Garantie gebt Ihr uns, daß Ihr Euer Versprechen getreulich halten werdet?“

„Mein Wort!“ erwiderte Santo, indem er keck sein Haupt emporhob; ich glaube nicht, daß Jemand sich unterfangen wird, zu sagen: ich habe es je gebrochen.“

Das war übrigens wahr; Pietro Santo stahl, raubte, mordete, aber er log nie.

„So bestimmt die Summe,“ sagte Antonio.

Santo dachte einige Augenblicke nach, dann nannte er eine Zahl, die dem Antonio einen Ruf des Erstaunens entriß.

„Das ganze Vermögen meines Vaters erreicht nicht diese ungeheure Summe.“

„Nun, so sprechen wir nicht mehr davon. Angeluccia ist eine gute Tochter, sie wird sich opfern, um ihren Vater zu retten.“

Der Bandit wußte gar gut seinen Streich zu führen.

„Und Ihr werdet Angeluccia tödten!“ schrie Antonio auf, indem er vor Wuth seine waffenlosen Hände rang, „Ihr werdet sie morden!...“

„Das versteht sich!“ sagte ruhig Santo, indem er den Hahn seines Gewehres von neuem spannte.

Die Geduld Antonio's war erschöpft; er hatte nur noch den Wunsch, mit seinen eigenen Händen diesen Elenden zu erwürgen, der mit seiner Verzweiflung zu spielen schien. Er wollte sich schon auf Pietro Santo stürzen und so einem sicheren Tode entgegengehen, als ihm plötzlich ein Gedanke durch die Seele fuhr. Indem er seine Ruhe wieder zu gewinnen suchte, näherte er sich dem Banditen, dessen Flinte stets nach ihm gerichtet war.

„Aber Santo, hub er an, indem er sich zu lächeln zwang, „seyd vernünftig, und verkauft mir mein Glück etwas wohlfeiler. Ich verspreche Euch als Zugabe ein Vaterunser und ein Ave am Tage meiner Hochzeit.“

Der Bandit nahm ehrerbietig seine Mütze ab.

(Schluß folgt.)

Ansprache des Patriarchen Rajačić an die Serben

vor seiner Abreise nach Wien.

(Fortsetzung.)

„Mittlerweile nahm die magyarische Fraktion überhand. Der Kaiser Ferdinand erklärte unterm 3. October die Magyaren für Rebellen. Wien stand neuerdings auf und der Kaiser wurde genöthigt, zum zweiten Male seine Residenzstadt zu verlassen und sich nach Olmütz zu begeben. Zwei Slaven (Fürst Windischgrätz und Ban Jellačić) rückten heran, nahmen Wien ein und retteten die österreichische Dynastie. Der Kaiser Ferdinand und sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, entsagten dem Throne und der Krone, und der Sohn des Letzteren, der jugendliche Erzherzog Franz Joseph I., übernahm das Scepter der Regierung und bestieg den Thron seiner Großväter — Der Allmächtige schenke ihm zur Wohlfahrt aller seiner Völker eine langjährige Regierung. — Das erste seiner Wohlthätigkeitswerke war die Bestätigung der serbischen Wojwodschafft, des serbischen Patriarchats, des Wojwoden und des Patriarchen. Aber leider! in dem nämlichen Augenblicke, als diese für die serbische Nation hochwichtige Nachricht durch Couriere von Wien hier eintraf, langte auch aus Pancsova die sehr traurige Nachricht ein, daß unser Wojwode, als er den aus Serbien uns zu Hilfe eilenden Brüdern entgegen ritt und dieselben herzlich begrüßte, vom Schlag getroffen verschieden ist.“

»Glaube mir, meine Nation! — ich habe keine Ursache, die Wahrheit vor Dir zu verhehlen — dieß war die fürchtbarste Nachricht in meinem Leben. Ich sah gleich ein, daß neue Mühseligkeiten, neue Versuchungen mich und Dich weit fürchtbarer treffen werden als früher. Ich sah voraus, daß Herr G. Stratimirovic's meine Aufträge übertreten, sogleich von Wien zurückkehren und darauf hinarbeiten werde, mich zu entfernen und sich zu der Woywoden-Würde zu erheben. Dieß konnte nicht geschehen, ohne ungemein großen Nachtheil und unabwechliches Verderben Dir zu bereiten, weil dieses Unternehmen Dich vom Wege der Gesetzlichkeit in den Abgrund der Rebellion geschleudert haben würde. Willst Du wissen, auf welche Art? Um einen Woywoden zu wählen, mußte eine General-Versammlung abgehalten werden. Eine ordentliche Versammlung aber konnte nicht Statt finden, da nicht der vierte Theil der Woywodenschaft sich in unseren Händen befand, und überdieß jede Nationalversammlung wegen des Kriegszustandes höhern Orts verboten war und die Nationalversammlung demnach ungesetzlich gewesen wäre. — In dieser Versammlung mußte man nur darnach trachten, daß die Mehrheit der Stimmen auf Stratimirovic's falle. Unser Kaiser und unser Ministerium konnten einen auf diese Weise gewählten Woywoden nicht gutheißen, nicht bestätigen; denn der Woywode mußte eine solche Person seyn, die der Kaiser, die das Ministerium als einen treuen, tapferen, reifen Mann kennt, dem eine so große Nation, so viele Krieger und feste Plätze in der Woywodenschaft mit ruhigem Gewissen anvertraut werden konnten. — Der Woywode muß eine hochgestellte militärische Person seyn. — Nun sage mir, meine Nation! ob Se. Majestät den Stratimirovic's, der nie ein administratives Amt bekleidete, der beim Militär als Lieutenant nur ein oder zwei Jahre lang diente und schon längst quittirte, ihn als serbischen Woywoden anerkennen und bestätigen sollte? Du würdest vielleicht darauf bestanden haben, der Kaiser hätte es nicht thun können. Du würdest auf Deinem Verlangen beharrt haben, der Kaiser hätte Dich für widerspänstig, für rebellisch erklärt und so wie die Magyaren geschlagen haben, und im mindesten Falle würdest Du Dich mit Deiner Wahl vor der ganzen Welt bloßgestellt haben! Daß Stratimirovic's in vollem Ernste bis zur Ankunft des Banus dahin arbeitete, beweist seine gegen mein Verbot unternommene Reise von Semlin nach Karloviz, wo er das Central-Comité in sein Netz zog, an dessen Spitze er sich stellte und Commissionen, welche die Deutschen, Slovaken und Israeliten in der Bacška drückten, in Deinem Namen entsendete, Proclamationen gegen mich unter dem Volke verbreitete, in der Bacška herumirrte und eine Versammlung seiner Vertrauten in Szabja ansagte. Unsere Zeitungen schrieben in seinem Sinne und schilderten Deinen Patriarchen und Verweser und den bevollmächtigten kaiserlichen Commissär in den grellsten und härtesten Ausdrücken. Zu diesem Behufe wurden einige Einwohner von Rama, Ureg, Mitroviz, Schid und Pancsova nach Semlin berufen, aus welchen hier eine neue Conferenz zusammengesetzt wurde, der ich und Deine

Verwaltung untergeordnet seyn, welche dieselbe und mich controliren, und ohne deren Einwilligung nichts vorgenommen werden sollte. In diesem Sinne wurde die wider Deine Verwaltung gerichtete, im „Bjestnik“ veröffentlichte Adresse an den Ban verfaßt und demselben zu Semlin überreicht, aber nicht angenommen, sondern durch Paul Rigecky im Privatwege zugestellt und keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Ich könnte Dir noch Vieles, meine theuere Nation, aufzählen, wie diese falschen Patrioten mich und andere biedere und gutgesinnte Beamten bei Dir und bei der hohen Regierung und dem Hofe zu verleumden und anzuschwärzen bemüht waren. Dieses Alles geschah auf Deine Rechnung aber in ihrem Interesse. Sie haben es so weit gebracht, daß ich ohne ihre Einwilligung mich weder im Freien bewegen, noch Jemand zur Tafel laden durfte.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftliches.

Elfte Zusammenkunft der Wissenschaftsfreunde.

Am 17. August 1849.

Herr Prof. Petruzzi hat über ein in der Versammlung der Naturfreunde vom 28. Januar 1848 in Wien (siehe Wiener Zeitung vom 1. März 1848) besprochenes meteorologisches Phänomen seine Ansicht um so mehr aussprechen zu dürfen geglaubt, da er dieselbe in einem künftigen Vortrage zur Erklärung einer anderen meteorologischen Erscheinung zu brauchen gedenkt.

Auf die Mittheilung des Herrn L. Pretkner, daß im Winter am Berge Obir in Höhen von 4100 — 5200 und 6500 Fuß über der Meeresfläche eine höhere Temperatur, als in der Ebene (zu einer gewissen Zeit) Statt fand; und bei dem Umstande, daß die Beobachtungen des Herrn Simony im Jahre 1847 an der Spitze des Dachsteingebirges (8740 Fuß) das nämliche Resultat darbieten: hat der Herr Berichterstatter, in der Voraussetzung, daß dieses Verhältniß den ganzen Winter hindurch herrschen möge, etwas voreilig den Satz aufgestellt, daß die genannten Punkte eine höhere Mitteltemperatur der Wintermonate, als die Ebene sie zeigt, genieße. Zu diesen Beobachtungen fügte Prof. Petruzzi noch jene hinzu, die zu Weissenfels (wenigstens 1630 Fuß höher als Laibach) von einem seiner Schüler Ernst Kos angestellt wurde, aus welcher sich ergab, daß gegen Ende December 1848 die Temperatur dafelbst einige Tage hindurch höher als zu Laibach war. Herr Dr. Hradezky theilte gefälligst die Bemerkung mit, daß auch zu Radmannsdorf (1150 Fuß höher als Laibach) im verflossenen Winter die Temperatur manchmal höher als im Tieflande war.

Gleichwohl darf man aus diesen wenigen und vereinzelten Thatsachen einen solchen Schluß, wie der obige ist, so lange nicht ziehen, bis man diese Erscheinung befriedigend erklären kann. Sie beruht nämlich auf dem physikalischen Gesetze, daß, wenn zwei Luftmassen von verschiedener Tem-

peratur in gleichen Höhen an einander gränzen, eine doppelte Strömung entsteht, indem die wärmere oben in dem kälteren Raum sich bewegt, die kältere hingegen unten in den wärmeren hineinströmt. Daraus folgt, daß zur Zeit, als Herr Prettnner jene Beobachtungen anstellen ließ, ein warmer Südwind in den höheren Regionen des Obir wehte, während das Tiefland vom kühleren Nordwinde bestrichen wurde.

Das nämliche Verhältniß tritt im Sommer ein, wenn ein Nordwind in die erhitzte Atmosphäre hineinweht. In diesem Verhältnisse liegt der Ausgangspunct zur Erklärung eines anderen wichtigen meteorologischen Phänomens.

Nach dem sehr interessanten Vortrage des Herrn Professors Petruzzi zeigte Herr Schmidt den Anwesenden 1019 Stück grüne Eier, die von einem Weibchen des unter dem Namen „gemeiner Vär“ (*Euprepia caja*) bekannten Schmetterlings gelegt wurden, bloß um auf die bedeutende Fortpflanzung der Schmetterlinge überhaupt, und insbesondere der schädlichen aufmerksam zu machen. Weiters brachte er von seiner neuesten Alpenexcursion sechs Arten Insecten, und zwar vier Käfer, eine Heuschrecke und eine Schmetterlingsart zur Ansicht, die zur gleichen Zeit und in Gesellschaft auf dem blauen Eisenhuth, *Aconitum N.*, leben, nämlich: *Anthobium melanocephalum* Heer, ein Käferchen, das nicht sehr häufig erscheint.

Phytonomus palumbarius Germ., eine Rüsselkäfer-Gattung, wovon zu gleicher Zeit die grüne mit zwei weißen Seitenstreifen versehene Käferlarve nebst dem vollkommen ausgebildeten Käfer auf der Pflanze sich findet.

Otiorynchus gemmatus Fab., ein schwarzer Rüsselkäfer mit einzelnen grünlich weißen Schuppenpuncten, der in Wäldern auf *Senecio* und *Salvia glutinosa* nicht selten ist, und auch auf dem Laibacher Castellberge vorkommt. Eine dieser sehr nahe stehende Art, unter dem Namen: *Otiorynchus chlorophanus* Meg., lebt in den Boralpen und Gebirgswäldern auf *Atropa Belladonna* und unterscheidet sich von diesen bloß durch stärkere Beschuppung, die auf dem Körper in grünlich weißen Puncten sich darstellen.

Crepidodera alpicola Ulrich, ein bis jetzt noch unbeschriebenes Flohkäferchen, dessen Beschreibung nachfolgt. Eben so dürfte die grüne Sattelhenschrecke noch auswärts unbekannt und unbeschrieben seyn, was ich jedoch wegen Mangel nöthiger Befehle nicht mit Bestimmtheit angeben kann. Die fragliche Sattelhenschrecke ist lebhaft grün, fein rothbraun getupft, hat auf der Stirn eine kleine, an der eingedrückten Spitze braun gefärbte, kegelförmige Erhöhung und rothbraun (geringelte) Fühler; der sattelförmige Hals und Deck schild sind an den Seiten gelb und in zunehmender Breite gegen rückwärts rothbraun begränzt, besonders bei den Männchen, dessen rippig erhobene kurze Sing-

flügel im Grunde braun sind, mit darauf folgender gelber, in's Hellgrüne verlaufender Einfassung; nebst diesen ist der Hinterleib des Männchens noch mit zwei gelben breiten, durch die Körvereinschnitte etwas unterbrochenen Streifen verziert, die bis an das After-Segment reichen, woran die gelben Haftzangen sich befinden. Das Weib ist ganz grün und hat den gelben, braun begränzten Streif am Rückensattel sehr schmal. Ich habe daher inzwischen diese Heuschrecke als *Ephippigera ornata* in meine Sammlung eingetheilt, nachdem weder vom Herrn Kollar bei der Aufzählung der in Oesterreich vorkommenden Heuschrecken, noch jener des Königreiches Böhmen von W. B. Seidl in Dr. Weitenweber's Beiträgen zur gesammten Natur beschriebenen, und eben so wenig von Burmeister in seiner zweiten Abtheilung des zweiten Bandes besonderer Entomologie eine Erwähnung gemacht wird, und werde den Namen einziehen, sobald ich in Erfahrung bringe, daß diese Art bereits bekannt und beschrieben ist. Nebst den bezeichneten vier Käfern und der eben beschriebenen Sattelhenschrecke lebt zugleich auch die Raupe des Nachtschmetterlings, *Phlogophora meticulosa*, im halberwachsenen Zustande von den Blättern des Eisenhutes.

Der Flohkäfer (*Crepidodera alpicola* Ulrich) ist dunkelblau, der Halsschild stark gewölbt mit einem tiefen Quereindruck. Die Flügeldecken, jede mit zehn tiefen, punctirten Streifen versehen, wovon der erste Streifen an der Nath kaum bis zur Hälfte der Flügeldecken hinabreicht, der siebente und achte Streifen aber nicht von der Basis der Flügeldecken, sondern von der ziemlich erhöhten Schulterbeule ausgehen. Vor dem etwas aufgebogenen Flügeldeckenrande befindet sich als Saum eine tief gekerbte Linie. Fühler, Füße und Schienen sind rothbraun, die Schenkel pechbraun, die der hintersten Füße am dunkelsten. Dieser Käfer, der, wie gesagt, in dem Monate August auf der Eisenhuthpflanze im Hochgebirge vorkommt, ist der *Haltica cyanescens* Meg., die in Duftschmid's Fauna austriaca beschrieben ist, ähnlich, allein von dieser durch die stark gewölbten Schulterbeulen, wovon Duftschmid keine Erwähnung macht und durch die pechbraunen Schenkel verschieden.

Schmidt.

Theater-Nachricht.

Montag den 10. d. M. veranstaltet der slovenische Verein im ständischen Theater eine Vorstellung. Das zu gebende Stück: „Dobro jutro,“ nach dem Čechischen, wird mit einer Reihe von Gesängen den Theater-Abend in patriotisch-heiterer Weise erfüllen.